

Hans Lösener

## **Was hören wir beim Lesen? Zu einer Aporie kognitionspsychologischer Lesemodelle**

*Prosodie ist der Grund allen Sprechens. (Hans Drumbl)<sup>1</sup>*

»Dichtung für die Ohren« – Der Titel des vorliegenden Bandes ruft eine Selbstverständlichkeit ins Bewusstsein, die mit der sinnlich erfahrbaren Seite der Sprache zu tun hat und der vielleicht gerade deshalb meist nur wenig Beachtung zuteilwird. Dass das Poetische eines Textes mit seiner auditiv erfahrbaren Sprachgestaltung untrennbar verbunden ist, ist bekannt. Es gibt einen bestimmten ›Ton‹, der die Gedichte von Sarah Kirsch von denen anderer Dichter und Dichterinnen unterscheidet, einen spezifischen Sprachduktus in den Dramen Heinrich von Kleists, der sich bei Goethe oder Schiller nicht findet, und es gibt die unzähligen Erzähl- und Figurenstimmen der deutschsprachigen Literatur. Welche Bedeutung diese eigentümliche, für das Ohr vernehmbare Dimension der Sprache für den Akt des Lesens hat, ist bislang allerdings nur ansatzweise erforscht. Ich möchte daher im ersten Teil des Beitrags eine Begrifflichkeit für die Beschreibung dieses sowohl poetisch als auch lesetheoretisch relevanten Phänomens vorschlagen und im zweiten Teil die Gründe analysieren, die dazu führen, dass dieser Bereich der Sprachlichkeit in der psychologischen Leseforschung nach wie vor fast ignoriert wird. Dieser blinde Fleck ist kein marginales Problem, das nur Spezialisten angeht, denn die kognitionspsychologische Leseforschung ist in den letzten Jahrzehnten zu einer Art Leitwissenschaft für alle Fragen des Lesens avanciert und liefert die wissenschaftlichen Grundlagenmodelle für internationale Lesestudien und die sich daraus ergebenden bildungspolitischen Entscheidungen. Die fast durchgängige Ausblendung dessen, was im Folgenden mit dem Begriff der *Hörbarkeit* bezeichnet wird, führt in der Leseforschung – wie zu zeigen sein wird – zu einer weitgehenden Eliminierung der intersubjektiven Seite des Lesens, und verstellt damit die Erkenntnis, dass es sich beim Lesen auch um die Wahrnehmung einer sprachlich gestalteten Subjektivität durch eine

---

<sup>1</sup> Elisabetta Bolla, Hans Drumbl: Sprachen, Kulturen, Grenzen. Teilhabe an der Sprachgemeinschaft: ein Schlüssel zur Zweitsprache, Meran 2009, S. 24.

andere Subjektivität handelt. Denn wer Sprache hört, vernimmt immer auch ein sprechendes Subjekt, das auch in der geschriebenen Rede hörbar bleibt.

## 1 Die Hörbarkeit der Rede

### 1.1 Das Subjekt hören

Ich möchte für das, worum es im Folgenden geht, den Begriff der *Hörbarkeit* vorschlagen. Gemeint ist damit einfach nicht die Tatsache, dass es eine lautliche Realisierung der Sprache gibt, die sich ihren phonologischen Eigenschaften verdankt, sondern dass darin das sprechende Subjekt selbst vernehmbar wird. Das ist etwas so Alltägliches, dass es sich an so gut wie jeder Äußerung illustrieren lässt, ich wähle ein Beispiel aus dem Theater, die erste Äußerung des Marchese aus Dario Fos früher Farce »Marcolfa«:

MARCHESE *schüttelt eine Jacke aus, eine Staubwolke hüllt ihn ein, er muß husten* Hatsch! *Laut.*  
Marcolfa! Ein Saustall! Marcolfa! Nicht mal antworten kann sie. Eine Unordnung herrscht hier!  
Eine Schlamperei, wie im Buche! Ich sags ja, diese Schlampe ... sag ich ... So ist es! *Hustet.*  
Marcolfa! [...] <sup>2</sup>

Auch, wenn man das Stück nicht kennt entsteht, beim Lesen dieser Passage unwillkürlich eine erste Vorstellung von dessen Sprechweise, seiner Haltung, vielleicht sogar von seinem Charakter. Inwieweit diese Eigenschaften durch die Rede des Marchese suggeriert werden, lässt sich überprüfen, wenn man die beim Lesen gewonnenen Vorstellungen mit der Regieanweisung vergleicht, die der Äußerung des Marchese vorangestellt ist:

*Der Marchese von Trerate, ein Mann um die vierzig, mit aufgeregter Gestik und herrischer Stimme. Er ist in Hemdsärmeln und trägt einen Zylinderhut. Er wühlt gerade im Schrank, auf der Suche nach einer einigermaßen anständigen Jacke.* <sup>3</sup>

Während sich weder »Hemdsärmel« noch »Zylinderhut« oder sein Wühlen im Schrank aus der Äußerung des Marchese herauslesen lassen, kann sich die »aufgeregte Gestik« und die »herrische Stimme« durchaus als lesebegleitende Vorstellung einstellen. Die Art der sprachlichen Erfahrung, um die es dabei geht, ist denkbar elementar: Wer jemand anderem zuhört, hört nicht nur auf das, was dieser sagt, sondern auch darauf, wie dies geschieht, um dadurch die Befindlichkeit, die Stimmungen, Haltungen oder sogar Charakterzüge seines Gegenübers herauszuhören. Die Eigenschaft der Sprache, die solche Vorstellungsbildungen ermöglicht, soll im Folgenden als »Hörbarkeit der Rede« bezeichnet. Der Begriff meint nicht nur die Tatsache, dass gesprochene Sprache als solche hörbar ist, dass sie also aus Lautketten besteht, die man in Silben oder Phoneme zerlegen kann, sondern dass in jeder Rede ein sprechendes Ich vernehmbar wird. Damit zielt der Begriff der Hörbarkeit auf die personale Dimension der Sprache und bezeichnet die Wahrnehmbarkeit eines Ichs im und durch das Sprechen. Der Ausdruck »Hörbarkeit der Rede« impliziert:

1. dass beim Zuhören eine Sprechanzheit vernehmbar wird, die man als »Rede« bezeichnet,
2. dass in der Rede ein Ich hörbar wird, das diese äußert,

---

<sup>2</sup> Dario Fo: »Die Marcolfa« [1958], in: Ders.: *Comica Finale. Frühe Farcen*. Deutsch von Renate Chotjewitz-Häfner, Frankfurt a.M. 1998, S. 37.

<sup>3</sup> Ebd.

3. dass sich die konkrete Subjektivität dieses Ichs in der Rede artikuliert,
4. dass diese Subjektivität vom Hörer erfahren werden kann, insofern er die jeweilige, konkrete Gestaltung der Rede nachvollzieht, sowie
5. dass diese Funktionsweise sowohl in der gesprochenen als auch in der geschriebenen Sprache wirksam ist.

Um Missverständnisse zu vermeiden, sei daran erinnert, dass mit dem Begriff der Hörbarkeit ein bestimmter Blick auf die Sprache gewählt wird, der sich von der Beschreibung allgemeiner phonologischer Strukturen unterscheidet, da erst deren Zusammenspiel in der konkreten Rede die Dimension der Hörbarkeit erzeugt. Wenn man diese Unterscheidung auf Ferdinand de Saussures Dichotomie zwischen der Sprache als Einzelsprache (*langue*) und als Rede (*parole*) bezieht, ergeben zwei Domänen des Auditiven: die *Lautlichkeit der Sprache* und die *Hörbarkeit der Rede*:

<i>Lautlichkeit der Sprache</i>	<i>Hörbarkeit der Rede</i>
Ebene der <i>langue</i>	Ebene der <i>parole</i>
<i>kollektives</i> Inventar lautlicher Formen	<i>individuelle</i> Sprechgestaltung
die phonologischen Qualitäten einer Einzelsprache (Phoneme, Silben, Akzentregeln, Sprechgruppen- und Phrasenbildung etc.)	diejenigen Qualitäten einer Rede, durch die eine sprachlich gestaltete Subjektivität vernehmbar wird (Artikulation, Rhythmus, Betonungen, Pausen, Gestus, Affekt etc.)

Hörbarkeit und Lautlichkeit betreffen also verschiedene Bereiche der Sprache, zwischen denen gleichwohl ein Abhängigkeitsverhältnis besteht, da das eine nicht ohne das andere denkbar wäre. So beruht die Hörbarkeit der Rede auf der Verwendung der Mittel, die ihr die einzelsprachliche Lautlichkeit zur Verfügung stellt. Dennoch dürfen beide nicht miteinander verwechselt werden. Denn wer etwas über die Lautlichkeit einer Sprache aussagt, etwa über das Phoneminventar des Italienischen oder über den Wortakzent im Deutschen, beschreibt noch nicht die Hörbarkeit der Rede (die ja immer die Hörbarkeit einer bestimmten, konkreten Rede ist), sondern nur Elemente, die in ihr Verwendung finden können. Und umgekehrt liefert eine Untersuchung etwa zur individuellen Mündlichkeit in der Syntax von Thomas Bernhard, wie sie Eduard Haueis in einem lesenswerten Aufsatz vorgelegt hat,<sup>4</sup> noch keinen Überblick über die syntaktischen Möglichkeiten des Deutschen.

## 1.2 Die Hörbarkeit im Text

Die Schimpftirade aus Dario Fos »Marcolfa« wirft eine weitere Frage auf, die aus der Schriftlichkeit des Beispiels resultiert und die Möglichkeit der Realisierung der Hörbarkeit im Geschriebenen betrifft: Inwiefern kann man aus einem Text die Haltungen, Stimmungen, Befindlichkeiten und Sichtweisen eines Subjekts rekonstruieren, wie dies in der gesprochenen Sprache zweifellos der Fall ist? Wenn die Hörbarkeit der Rede sowohl im Gesprochenen als auch im

<sup>4</sup> Eduard Haueis: »Schriftlich erzeugte Mündlichkeit: Thomas Bernhards Interpunktion«, in: OBST. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, 61 (2000), S. 19–41.

Geschriebenen wirksam ist, dann muss man sie auch beim Lesen wahrnehmen können, und zwar beim lauten wie beim leisen Lesen (denn auch letzterem gibt es bekanntlich eine auditive Sprechvorstellung, ein inneres Hören). Gesucht wird also eine sprachliche Modalität, die die Realisierung der Hörbarkeit der Rede sowohl in der geschriebenen als auch in der gesprochenen Sprache ermöglicht. Bei der Beantwortung dieser Frage erweist sich ein zweiter, etwas genauerer Blick auf den schon zitierten Auszug aus Fos »Marcolfa« als hilfreich:

MARCHESE *schüttelt eine Jacke aus, eine Staubwolke hüllt ihn ein, er muß husten* Hatsch! Laut. Marcolfa! Ein Saustall! Marcolfa! Nicht mal antworten kann sie. Eine Unordnung herrscht hier! Eine Schlamperei, wie im Buche! Ich sags ja, diese Schlampe ... sag ich ... So ist es! *Hustet.* Marcolfa!<sup>5</sup>

Zwar sind Textsortenkenntnisse (etwa über die Funktionen von Haupt- und Nebentexten, über typographische Aufteilungen etc.) und Erinnerungen an eigene Theatererfahrungen hilfreich für die stimmliche Vergegenwärtigung des Gelesenen durch einen geübten Leser. Aber diese Kompetenzen reichen noch nicht aus, um zu wissen, *wie* denn der Sprechtext in eine adäquate Sprechvorstellung überführt werden kann. Dafür bedarf es einer eigenen Leseleistung, für den ich den Ausdruck der ›Reartikulation des Textes‹ vorgeschlage.<sup>6</sup> Gemeint ist damit die Rekonstruktion der Sprechgestalt des Textes beim Lesen. Elly Glinz hat diesen Vorgang einmal so beschrieben:

Praktisch gleichzeitig mit dem Identifizieren der Wortbilder und dem Erfassen der Bedeutungen muss eine dem Text angemessene Stimmführung gefunden werden, eine Gesamtklanggestalt, in welche man die Lautungen der identifizierten Wörter und Sätze einbettet, sei es sprechend beim lauten Lesen, sei es in einem inneren Hören beim stillen Lesen.<sup>7</sup>

Die Voraussetzung für die Möglichkeit eines solchen Lesens bildet eine Eigenschaft der Sprache, die die Henri Meschonnic als ›Rhythmus‹ bezeichnet.<sup>8</sup> Gemeint ist damit nicht etwas, das mit einem Metrum (Alexandrin, Blankvers etc.) zu verwechseln ist oder auf sich auf ein Wiederholungsmuster reduzieren lässt (auch wenn Wiederholungsfiguren eine Rolle spielen). Rhythmus meint bei Meschonnic die *Sprechbewegung* in der gesprochenen oder geschriebenen

---

<sup>5</sup> Fo: »Die Marcolfa«, S. 37.

<sup>6</sup> Der Begriff ›Reartikulation‹ knüpft an Wilhelm Humboldt an, für den in der Artikulation „das eigentliche Wesen der Sprache“ liegt, der „Hebel, durch welchen sie und der Gedanke zu Stande kommt“; über den Zusammenhang von Hören und Verstehen heißt es bei ihm: »In der Wirklichkeit ist das Ohr der ausschliesslich für die Articulation bestimmte Sinn«, und fährt fort: „Die unzertrennliche Verbindung des Gedanken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur.« (Wilhelm Humboldt: Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues [1827–1829]. In: derselbe: Schriften zur Sprachphilosophie. Hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Stuttgart: Cotta 1996, S. 192 u. 194). Jürgen Trabant schreibt dazu: »Nach dem Denken und den Bewegungen der Stimme ist also auch das unauflöslich mit diesen verbundene Hören auf die Stimme vom Prinzip der Artikulation durchdrungen. Auch das Hören auf die Sprache ist Trennen und Verknüpfen, Analyse und Synthese, auch das Hören ist Gliedern, Artikulieren. Das Ohr ist der Sinn der Artikulation. Das Hören, das auch ein Hören auf das Denken ist, ist das notwendige andere Glied der artikulatorischen Bewegung, der eigenen wie der des Anderen.« (Jürgen Trabant: Artikulationen. Historische Anthropologie der Sprache, Frankfurt a.M. 1998, S. 87). Insofern beim Lesen genau diese innere Hörtätigkeit ins Spiel kommt, kann das Lesen als Artikulation oder genauer als Reartikulation aufgefasst werden. Vgl. auch Hans Lösenner: „Stärkt lautes Lesen die Lesekompetenz?“, in: Leseforum Schweiz, Bulletin 14 (2005), S. 42–47.

<sup>7</sup> Elly Glinz: »Lesen und Verstehen«, in: Dieselbe, Hans Glinz, Markus Ramseier (Hg.): Sprachunterricht – Theorie und Praxis. Grundlagen zum Schweizer Sprachbuch, Zürich 1997, S. 68.

<sup>8</sup> Henri Meschonnic: Critique du rythme. Anthropologie historique du langage, Paris 1982. Vgl. auch Hans Lösenner: Der Rhythmus in der Rede. Linguistische und Literaturwissenschaftliche Aspekte des Sprachrhythmus, Tübingen 1999.

Rede. Durch den Rhythmus können auch in Texten Sprechweisen modelliert, Emotionen evoziert, Haltungen und Körperlichkeit suggeriert werden. Im vorliegenden Beispiel lässt sich die rhythmische Gestaltung des Textes verdeutlichen, wenn man unter Auslassung der Spielanweisungen die einzelnen Sätze in der Replik des Marchese untereinander schreibt:

Hatsch!  
Marcolfa!  
Ein Saustall!  
Marcolfa!  
Nicht mal antworten kann sie.  
Eine Unordnung herrscht hier!  
Eine Schlamperei, wie im Buche!  
Ich sags ja, diese Schlampe ... sag ich ... So ist es!  
Marcolfa!

Die Abfolge der Sätze in ihrer jeweiligen sprachlichen Gestalt erzeugt einen Rhythmus der Erregung, der bestimmte Sprechweisen evoziert. Dazu tragen mehrere Gestaltungsmerkmale bei, die ihre spezifische Wertigkeit erst durch ihr Zusammenspiel im Text erhalten. Dazu gehören insbesondere:

- die Abfolge der Ausrufesätze als Hinweis auf eine laute Sprechform,
- das Wortfeld der Beschimpfung (»Saustall«, »Unordnung«, »Schlamperei«, »Schlampe«) als Hinweis auf eine erregte Sprechstimmung,
- die Zweiteilung der Äußerung in a) reine Ausrufe und b) kommentierende Ausrufe, bei der der einzige Aussagesatz (»Nicht mal antworten kann sie.«) als Gelenksatz fungiert. Dieser Satz verleiht der Äußerung überdies den Charakter eines Selbstgesprächs, wodurch eine die Komik steigernde Doppeladressierung der Rede entsteht (Rufen und mit sich selbst sprechen) und ein Wechsel der Sprechhaltung innerhalb der Äußerung angezeigt wird,
- die eingefügten Selbstbestätigungen (»Ich sags ja, diese Schlampe ... sag ich ... So ist es!«), die als Hinweis auf den Charakter des Sprechers ebenfalls die komische Wirkung erhöht.

Aus dem Zusammenwirken dieser Gestaltungen resultiert der Rhythmus des Textes, der das Sprechbare des Marchese beim Lesen auf so konkrete Weise erlebbar, nämlich geradezu hörbar macht. »Rhythmus«, »Reartikulation« und »Sprechweise« gehören also zusammen. Sprechweisen werden durch den Rhythmus des Textes erzeugt, das heißt durch die eine individuelle Sprechbewegung schaffende Gliederung der sprachlichen Einheiten. Beim Lesen werden die rhythmischen Gestaltungen nachvollzogen und auf diese Weise die dadurch angelegten Sprechweisen des Textes vernehmbar. So entsteht der Eindruck, dass man beim Lesen den Text als Stimme wahrnimmt. Insofern stellt das Lesen also tatsächlich ein inneres Hören dar.

Auch wenn das Prinzip der Hörbarkeit der Rede sowohl in der gesprochenen als auch in der geschriebenen Sprache wirksam ist, kann sich die Art und Weise, wie in ihnen eine Sprechbewegung modelliert wird, stark unterscheiden. Je nach Textgattung und Textpoetik tritt der Rhythmus mehr oder weniger stark in den Vordergrund, modelliert der Rhythmus mehr oder minder hörbare Sprechweisen und findet zu einer je eigenen individuellen Ausprägung. Immer

aber bleibt er wirksam: Es gibt keinen Text, ohne rhythmische Gestaltung, so wie es kein Sprechen ohne Artikulation geben kann.<sup>9</sup> Die Interdependenz von Hörbarkeit, Rhythmus und Subjektivität der Rede erklärt, warum der Hörbarkeit eine so zentrale Bedeutung in allen Gattungen der Dichtung zukommt. Wenn von der Sprache Brechts, Rilkes oder Fontanes etc. die Rede ist, so deshalb, weil die poetische Originalität der Texte nicht von der Erfindung eigener rhythmischer Gestaltungen zu trennen ist. Eben deshalb ist der Wortlaut eines literarischen Textes ein unverzichtbares Kriterium für seine Identität. Wer den Wortlaut verändert, etwa eine Ballade Fontanes in eine Nacherzählung umformt, bringt sie um ihre spezifische Hörbarkeit. Was immer sie dann sein mag, ein Werk Fontanes ist sie dann nicht mehr.

## 2 Das Verschwinden der Hörbarkeit in der Lesepsychologie

Die Dichtung ist ein Laboratorium für die Hörbarkeit der Rede, sie erfindet unablässig neue Arten des Sprechens und macht sprachliche Subjektivität so auf immer wieder andere Art und Weise erfahrbar. Der notwendige Zusammenhang zwischen Dichtung, Hörbarkeit und sprachlicher Subjektivität lässt deshalb jede Modellierung von Sprachprozessen, die die Hörbarkeit der Rede ausblendet oder ignoriert, in mehrfacher Hinsicht als fragwürdig erscheinen, zum einen, weil sie die Gefahr läuft, mit der Hörbarkeit auch die Poetik aus der Funktionsweise der Sprache auszuschließen, dann, weil mit der Hörbarkeit auch die Sinnlichkeit der Sprache ausgeblendet wird, also die Tatsache, dass sprachlicher Sinn immer durch das Wie des Sagens mitgestaltet wird, und schließlich, weil mit der Hörbarkeit auch die sprachliche Subjektivität aus dem Blick gerät, die sich ja in der Art und Weise, wie etwas gesagt wird, artikuliert. So bleibt dort, wo die Hörbarkeit der Sprache verschwindet oder zum Verschwinden gebracht wird, von der Sprache nur das übrig, was Wilhelm von Humboldt das »todte[] Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung« genannt hat.<sup>10</sup> Umso alarmierender ist die so gut wie vollständige Ausblendung der Hörbarkeit der Rede in der neueren Leseforschung. Die Gründe dafür liegen in bestimmten sprachtheoretischen Prämissen und Konzepten, die von der kognitionspsychologischen Leseforschung nirgendes in Frage gestellt werden, obwohl sie dringend einer kritischen Revision bedürfen. Es sind vor allem vier grundlegende Postulate (das Informationspostulat, das Form-Inhalt-Postulat, das Mehrebenenpostulat und das Propositionspostulat), die diese besondere Form der Schwerhörigkeit verursachen.

### 2.1 Das Informationspostulat

Zu den ältesten Postulaten der kognitionspsychologischen Leseforschung gehört die Überzeugung, dass Lesen ein Prozess der Informationsentnahme darstellt. »Was verstehen wir eigentlich unter Lesen?«, fragen Eleanor Gibson und Harry Levin in ihrer klassischen Einführung in

---

<sup>9</sup> Wobei die Artikulation nicht lautlich realisiert werden muss, wie das Beispiel der Gebärdensprache belegt.

<sup>10</sup> »Sie [= die Sprache; Anm. HL] ist nemlich [sic] die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulierten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen [...] Gerade das Höchste und Feinste lässt sich an jenen getrennten Elementen nicht erkennen und kann nur [...] in der verbundenen Rede wahrgenommen oder geahndet werden. [...] Das Zerschlagen in Wörter und Regeln ist nur ein todtes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung.« Wilhelm von Humboldt: »Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts«, in: Derselbe: Werke. Herausgegeben von Andreas Flitner, Klaus Giel. Band 3: Schriften zur Sprachphilosophie, Stuttgart 1996, S. 418 f.

die Lesepsychologie und beantworten die Frage mit der Feststellung: »Lesen heißt Informationen aus Texten entnehmen.«<sup>11</sup> Nicht immer muss der Begriff ›Information‹ selbst fallen, wenn das Lesen als Prozess der Informationsentnahme aufgefasst wird, entscheidend ist, dass der dabei zugrunde gelegte Informationsbegriff von der Trennbarkeit von Code und Message ausgeht (vgl. 2.2 Das Form-Inhalt-Postulat) und dass der Leseakt deshalb mit der ›Entnahme‹ eines Informationsgehalts aus dem Text gleichgesetzt wird, wie etwa bei Schnotz und Dutke: »Der Begriff des Lesens meint im Alltagsverständnis die geistige Verarbeitung eines Textes mit dem Ziel, dessen Bedeutung zu erfassen. Ein Text ist ein Kommunikationsinstrument, mit dem ein Autor Lesern eine Mitteilung über einen Sachverhalt macht.«<sup>12</sup> Die Begrifflichkeit, mit der hier der Lesevorgang beschrieben wird, weist auf den Ursprung des Informationspostulats aus der Kommunikationstheorie hin, deren Gründungsurkunde ein Aufsatz von Claude Shannon und Warren Weaver aus dem Jahr 1949 bildet.<sup>13</sup> Er steht allerdings nicht nur am Anfang eines wissenschaftlichen Paradigmas, sondern leitet auch eine Deanthropologisierung der Sprachtheorie ein. Denn während es Shannon lediglich um die Lösung bestimmter technischer Probleme bei der Übermittlung kodierter Nachrichten ging (insbesondere bei der Übertragung von Morsezeichen), erweiterte Weaver durch seine Kommentierungen die Ausrichtung von Shannons Darlegungen und präsentierte sie als allgemeine Theorie der Kommunikation.<sup>14</sup> Damit beginnt eine bis heute andauernde Verwischung der Grenzen zwischen maschineller und menschlicher Kommunikation einerseits und zwischen Kommunikation und Sprachtätigkeit andererseits. Mit dieser doppelten Auflösung begründet Weaver einen modernen Mythos und eine neue Disziplin: den Mythos der naturwissenschaftlichen Modellierbarkeit der Sprache und die Disziplin der Kommunikationswissenschaft.

Dem Informationsbegriff kommt dabei eine zentrale strategische Bedeutung zu, denn er bildet die Voraussetzung dafür, dass so verschiedene Phänomene wie die menschliche Sprache, Interaktionen zwischen Tieren oder zwischen pflanzlichen Lebensformen und alle Arten der maschinellen Datenverarbeitung von einem einzigen Sender-Code-Empfänger-Modell her beschreibbar zu werden scheinen. Denn das kommunikationstheoretische Credo lautet: Es geht immer und überall um den Austausch von Informationen. Der Preis für diese Universalisierung des Informationsbegriffs ist die Auflösung der Unterscheidung zwischen Sprache und Nicht-

---

<sup>11</sup> Eleanor J. Gibson, Harry Levin: Die Psychologie des Lesens [1975], Stuttgart 1980, S. 17.

<sup>12</sup> Wolfgang Schnotz, Stephan Dutke: »Kognitionspsychologische Grundlagen der Lesekompetenz: Mehrebenenverarbeitung anhand multipler Informationsquellen«, in: Ulrich Schiefele, Cordula Artelt, Wolfgang Schneider, Petra Stanat (Hg.): Struktur, Entwicklung und Förderung von Lesekompetenz. Vertiefende Analysen im Rahmen von PISA 2000, Wiesbaden 2004, S. 61.

<sup>13</sup> Weaver betont in seinen Ausführungen: »[...] it seems clear that an important contribution has been made to any possible general theory of communication by the formalization on which the present theory is based.« Warren Weaver: »Recent Contributions to The Mathematical Theory of Communication.«, in: Warren Weaver and Claude E. Shannon: The Mathematical Theory of Communication, Urbana, Illinois 1949. Online unter: <http://ada.evergreen.edu/~arunc/texts/cybernetics/weaver.pdf> (Stand: 05.06.2013). Hier S. 15.

<sup>14</sup> Albert Bremerich-Vos schreibt dazu: »Bei Shannon handelt es sich hier um die Übersetzung eines Zeichensystems, der natürlichen Sprache, in ein zu einem bestimmten technischen Zweck konstruiertes sekundäres Zeichensystem, z. B. die Morsesprache. Shannon war sich darüber im Klaren, dass er die Dimension der Bedeutung der natürlichsprachigen Zeichen gar nicht berücksichtigte. Warren Weaver, oft in einem Atemzug mit Shannon genannt, kommt das – zweifelhafte – Verdienst zu, Shannons Bestimmungen revidiert zu haben. Für ihn ist die natürliche Sprache nicht mehr der Ausgang des Kodierungsprozesses, sondern dessen Resultat.« Albert Bremerich-Vos: »Kommunikation – Zur Karriere eines (nicht nur) didaktischen Hochwertwortes«, in: IDE – Informationen zur Deutschdidaktik. Themenheft: Kommunikation, H. 3 (1999), S. 24.

Sprache.<sup>15</sup> Das hat dem Erfolg der Kommunikationstheorie keinen Abbruch getan, im Gegenteil, die Leseforschung hat sich, soweit ich sehe, ausnahmslos das Informationspostulat zu eigen gemacht. An den sich daraus ergebenden Problemen ändert auch die Tatsache wenig, dass in der neueren Lesetheorie die Vorstellung der passiven Informationsentnahme mehr und mehr dem Konzept einer aktiven Konstruktion der Informationen gewichen ist, denn in beiden Fällen wird die Sprachtätigkeit auf eine Informationsübermittlung reduziert.<sup>16</sup> Zu diesen Problemen, die damit einhergehen, gehört auch das Verschwinden der Hörbarkeit der Rede im Leseakt. Da der Informationsbegriff die Unterscheidung zwischen Code und Nachricht, Zeichen und Information voraussetzt und die Information *per definitionem* das ist, was dem Code entnommen wird, muss sie vom Code, von der wahrnehmbaren, also auch hörbaren, sprachlichen Gestalt abtrennbar sein. So kann etwa Swantje Ehlers schreiben: »Lesen zielt primär auf das Verstehen von Inhalten. [...] Wie diese Inhalte im Einzelnen versprachlicht werden, ist zunächst sekundär.«<sup>17</sup> Das Wie des Sagens, die konkrete sprachliche Gestaltung der gesprochenen oder geschriebenen Rede, der individuelle Rhythmus und die in den Text eingeschriebenen Sprechgestaltungen werden so zu vernachlässigbaren Größen. Die Hörbarkeit der Rede verschwindet im weißen Rauschen der Kommunikationstheorie.<sup>18</sup> Was für die Möglichkeit der Beschreibung literarischer Leseprozesse gravierende Folgen hat. Denn Literatur wird ja gerade nicht gelesen, um ihr nur Informationen zu entnehmen. Sonst ließe sich ein Gedicht durch seine Inhaltsangabe und ein Roman durch seine Verfilmung ersetzen.

## 2.2 Das Form-Inhalt-Postulat

Zweifellos gilt das Augenmerk der psychologischen Leseforschung auch der lautlichen Seite des Leseprozesses. Zahlreiche Untersuchungen sind der Rolle des Rekodierens gewidmet, also der Umwandlung der Grapheme (der visuellen Schriftzeichen) in Phoneme (sprachliche Laute), und mehrere Modelle wie die Zweiwege-Theorie von Coltheart<sup>19</sup> treffen Aussagen darüber, welche Bedeutung das Rekodieren bei der Worterkennung spielt. Dennoch bleibt die Hörbarkeit der Rede aus diesen Forschungen so gut wie vollständig ausgeschlossen und das aus zwei Gründen: Zum einen wird nur die Ebene der *langue*, also das System der Einzelsprache, nicht aber die Ebene der *parole*, also der konkreten Rede, berücksichtigt. In erster Linie geht es um die Identifikation von Graphemen, Silben und Wörtern, so dass nur das in den Blick kommt,

---

<sup>15</sup> Darauf hat Wilhelm von Humboldt bereits 1827 in seiner Abhandlung »Ueber [sic] den Dualis« hingewiesen, wo er die Auffassung, dass die Sprache »ein blosses Verständigungsmittel« sei, als die »beschränkste« Ansicht der Sprache zurückweist. Vgl. Humboldt, Werke, S. 134 f..

<sup>16</sup> »Das Beispiel macht deutlich, wie (sehr) Textverstehen auch und gerade eine kognitiv-aktive (Re-)Konstruktion von Information darstellt, in der die im Text enthaltene ›Botschaft‹ aktiv mit dem Vor- und Weltwissen der Rezipienten/innen verbunden wird.« Ursula Christmann und Norbert Groeben: »Psychologie des Lesens«, in: Bodo Franzmann, Klaus Hasemann, Dietrich Löffler, Erich Schön (Hg.): Handbuch Lesen, München 1999, S. 145.

<sup>17</sup> Swantje Ehlers: Lesetheorie und fremdsprachliche Lesep Praxis aus der Perspektive des Deutschen als Fremdsprache, Tübingen 1998, S. 45.

<sup>18</sup> Das geschieht ausdrücklich bei Jürgen Grzesik: »Von ihm [dem Textsinn; Anm. HL] gibt es nämlich überhaupt keinen materiellen Input. Beim Lesen gibt es einen solchen Input nur für die Wahrnehmung von Schriftzeichen, aber weder für sprachliche Bedeutungen noch für die mit ihrer Hilfe gebildeten Vorstellungen und mentalen Modelle von der dargestellten Welt. Fazit: *Die durch den Schrifttext vermittelte Mitteilung ist vollständig eine vom Leser selbst hergestellte rein mentale Realität.*« (Jürgen Grzesik: Texte verstehen lernen. Neurobiologie und Psychologie der Entwicklung von Lesekompetenz durch den Erwerb von textverstehenden Operationen, Münster 2005, S. 14.

<sup>19</sup> Max Coltheart: »Lexical access in simple reading tasks«, in: Geoffrey Underwood (Hg.): Strategies of information processing, London 1978, S. 151–216.



was oben als Lautlichkeit der Sprache bezeichnet wurde. Ausgeblendet bleiben diejenigen Aspekte, die zur Sinnlichkeit des Sinns beitragen und damit zum Feld der Hörbarkeit der Rede gehören: der individuelle Rhythmus und alles, was diesen ausmacht: Gestaltungen von Sprechweisen, textprosodische Sinnfiguren (sinnmachende Echobezüge, Zäsuren, Interpunktion etc), syntaktischer Stil etc. Zum anderen geht die Leseforschung ausnahmslos von einem dualistischen Zeichenbegriff aus, bei dem Form- und Inhaltsseite des Zeichens getrennt werden. Die lautliche Seite der Sprache wird dabei der Form zugeschlagen und bleibt ohne Funktion für die Bedeutung. Die sinnliche Seite der Sprache verschwindet in der Form, da sie nur eine semiotische, keine semantische Funktion besitzt. Diese Entsinnlichung des Sinns kommt durch die Einführung des Begriffs ›subsemantisch‹ unterstrichen:

Die Aufmerksamkeit des Lesers gilt dann [hier: dem geübten Leser; Anm. HL] allein der Information über einen Sachverhalt, die man dem Text entnehmen kann, z.B. einer Nachricht über ein besonderes Ereignis. Sie gilt nicht den Zeichen, sondern dem Bezeichneten, nicht der semiotischen, sondern der »semantischen Information« (Hörmann 1967, 54). Weil die semiotische Information die notwendige Grundlage für die semantische ist, bezeichnet man sie als *subsemantisch*.<sup>20</sup>

Der Begriff ›subsemantisch‹ trennt den Laut von der Bedeutung. Das Subsemantische ist zwar »notwendige Grundlage für die semantische« Information, aber es besitzt keinen eigenen Wert für die zu übermittelnden Bedeutungen. Die Probleme der literarischen Übersetzung, die Bedeutung des Wortlautes in der Literatur, die Aufmerksamkeit, die auch in außerliterarischen Texten der einzelnen Formulierung zukommt, strafen diese leichtfertige Abwertung der Signifikanten Lügen.

Der Form-Inhalt-Dualismus spiegelt sich in einer ganzen Reihe von terminologischen Begriffspaaren wider, zu denen insbesondere die Unterscheidung zwischen »Textoberfläche« und Textbasis gehört. Im folgenden Zitat wird sie direkt aus der Trennung zwischen der subsemantischen Formseite und der semantischen Inhaltsseite des Zeichens abgeleitet:

Die kognitive Verarbeitung eines Textes basiert auf der Analyse von Symbolstrukturen. Dabei kann man zwischen subsemantischen und semantischen Verarbeitungsprozessen unterscheiden. Die subsemantische Verarbeitung beinhaltet Prozesse der Erkennung von Graphemen und Wortbildern sowie Prozesse der syntaktischen Analyse und führt zu einer mentalen Repräsentation der Textoberfläche. Die semantische Verarbeitung besteht in der Aktivierung einer bestimmten Konfiguration hierarchisch organisierter kognitiver Schemata und führt zum Aufbau einer kohärenten propositionalen Repräsentation des Textinhalts. Diese Repräsentation (Textbasis) ist dann Ausgangspunkt für einen Prozess der mentalen Modellkonstruktion [...].<sup>21</sup>

Nach Schnotz und Dutke werden alle sprachlichen Gestaltungen, die zur Hörbarkeit der Rede beitragen, der Textoberfläche zugeschlagen. Die eigentliche semantische Verarbeitung beginnt erst nach Verlassen dieser Ebene mit der Ermittlung des Aussagegehalts der einzelnen Sätze (»Aufbau einer kohärenten propositionalen Repräsentation des Textinhalts«). So können weder Sprechgestaltungen wie in dem Stück von Dario Fo noch der individuelle sprachliche Duktus eines Erzähltextes oder eines Gedichts in den Blick kommen.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Ausblendung der sprachlichen Lautlichkeit insgesamt in der kognitiven Leseforschung. Sie zeigt sich in Formulierungen, die suggerieren, dass

---

<sup>20</sup> Grzesik: Textverstehen lernen und lehren, S. 65.

<sup>21</sup> Schnotz, Dutke: »Kognitionspsychologische Grundlagen der Lesekompetenz«, S. 76 f.

die Lautlichkeit als solche im Leseprozess übersprungen werden kann beziehungsweise überhaupt keine Rolle spielt, etwa, wenn Ursula Christmann und Norbert Groeben in einem Grundlagenartikel eine vorläufige Definition vorschlagen, die dann im Weiteren, jedenfalls im Hinblick auf die Lautlichkeit, nicht mehr korrigiert wird:

Lesen läßt sich in einer ersten Annäherung als Fähigkeit auffassen, visuelle Informationen aus graphischen Gebilden zu entnehmen und deren Bedeutung zu verstehen.<sup>22</sup>

Der Stellenwert der auditiven Vorstellungen beim Lesen bleibt in dieser »Annäherung« zumindest in der Schwebe. Die Rede ist nur von visuellen Informationen, die graphischen Gebilden entnommen werden und deren Bedeutung dann verstanden werden muss. Noch drastischer ist das Verschwinden der Lautlichkeit in einem der einflussreichsten Lesemodelle der letzten Jahrzehnte, die auf den amerikanischen Psychologen David E. Rumelhart zurückgeht<sup>23</sup>:

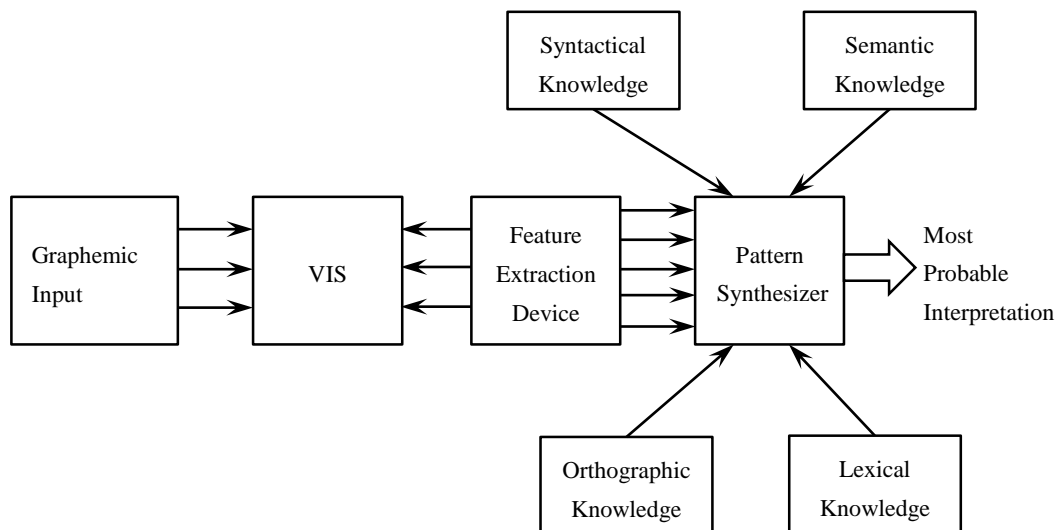


Abb. 1: Das interaktives Lesemodell nach David E. Rumelhart (1994)

Rumelhart versteht sein Modell als Antwort auf ältere Lesetheorien (zum Beispiel Gough 1972), die eine lineare Verarbeitung beim Lesen annehmen, also eine Trennung der phonologischen, lexikalischen, syntaktischen und semantischen Verarbeitung ansetzen.<sup>24</sup> Stattdessen schlägt er ein „interaktives Modell“ vor, das das Zusammenwirken der verschiedenen Bereiche unterstreicht, was ein Fortschritt sein könnte, wenn die phonologische Dimension nicht dann doch zum Verschwinden gebracht würde. Rumelhart geht von einem graphemischen Input aus, aus dem im visuellen Wahrnehmungssystem (vis = visual information store) einzelne Merkmale (critical features) extrahiert werden. Diese rein visuelle Perzeption dient als sensorischer Input (sensory input) für das System der Mustererkennung (pattern synthesizer), das seinerseits Zu-

<sup>22</sup> Christmann und Groeben: »Psychologie des Lesens«, S. 148.

<sup>23</sup> David E. Rumelhart: »Toward an Interactive Model of Reading« [1994], in: Robert B. Ruddell, Martha Rapp Rudell, Harry Singer (Hg.): Theoretical Models and Processes of Reading, Newark 2004, S. 864–894, hier: S. 878.

<sup>24</sup> Philip B. Gough: »One second of reading«, in: James Kavanagh, Ignatius G. Mattingly (Hg.): Language by ear and by eye. Cambridge, MA 1972. S. 331–358.

gang zu nicht-sensorischen Informationen besitzt, mit denen es durch die syntaktischen, semantischen, orthographischen und lexikalischen Wissenssysteme gespeist wird. Auf diese Weise kann mittels Mustererkennung die »wahrscheinlichste Interpretation« des Geschriebenen generiert werden.<sup>25</sup> Von der Lautlichkeit im Leseakt also nicht die Rede, obwohl sie auch beim leisen Lesen die wahrscheinlich stärkste Verbindung zwischen den vier von Rumelhart genannten Wissenssystemen darstellen dürfte. *Wörter müssen sprech- und hörbar sein, damit sie als Teil einer Äußerung verstehbar werden.* Rumelhart dagegen setzt voraus, was sein Modell zugleich verschweigt: die Untrennbarkeit der sprachlichen Verarbeitungsebenen von ihrer lautlichen Materialität.

### 2.3 Das Mehrebenenpostulat

Das Mehrebenenpostulat stellt so etwas wie eine Maximierung des Form-Inhalt-Prinzips dar, denn hier wird der Leseprozess in viele kleine Dekodierungsprozesse zerlegt, die auf verschiedene Ebenen aufgeteilt werden und zusammen die hierarchieniedrigen Prozesse des Lesens ausmachen. Aufteilungen und Benennungen der einzelnen Ebenen variieren in der Literatur und orientieren sich an folgendem Grundmuster<sup>26</sup>:

<i>Mentale Repräsentation</i> Aufbau eines mentalen Modells des Textinhalts	hierarchiehohe Prozesse (semantische Verarbeitung)
<i>Textebene</i> Propositionale Repräsentation des Textinhalts	
<i>Satzebene</i> Prozesse der syntaktischen Analyse	hierarchieniedrige Prozesse (subsemantisch)
<i>Wortebene</i> Erkennung von Graphemen und Wortbildern	

In der neueren Leseprozessforschung hat das Mehrebenenpostulat verschiedene Transformationen durchlaufen. Dabei verläuft die Entwicklung von bottom-up-orientierten Konzeptionen, wie sie etwa 1972 Philip B. Gough vorgeschlagen hat, über top-down-Modellierungen, wie das von Kenneth S. Goodman, hin zu interaktiven Ansätzen, zu denen auch das Erklärungsmodell von Rumelhart gehört.<sup>27</sup> Gemeinsam ist allen Mehrebenenmodellen (auch den interaktiven) die Aufteilung der sprachlichen Verarbeitung in eigene Domänen (Phonologie, Lexik, Syntax, Semantik). Diese Unterteilung impliziert eine semiotische Überdeterminierung des Leseaktes, die durch die Unterscheidung zwischen hierarchiehohen (inhaltlichen) und hierarchieniedrigen (formalen) Prozessen verstärkt wird. Eine Erklärung für die anhaltende Faszination, die diese modulare Modellstruktur für die Leseforschung besitzt, liegt zweifellos in der Nähe der Darstellung zu maschinellen Verarbeitungsprozessen und in der dadurch suggerierten Vorstellung,

<sup>25</sup> Rumelhart: »Toward an Interactive Model of Reading«, S. 878.

<sup>26</sup> Vgl. etwa Christmann, Groeben: »Psychologie des Lesens«, und Schnotz, Dutke: »Kognitionspsychologische Grundlagen der Lesekompetenz«, S. 76 f.

<sup>27</sup> Kenneth S. Goodman: »Reading: A Psycholinguistic Guessing Game.«, in: Harry Singer, Robert B. Ruddell (Hg.): *Theoretical Models and Processes of Reading*. Newark 1976, S. 497–508.

dass Leseprozesse sich wie diese beschreiben lassen. Mehrebenenmodelle mögen deshalb attraktiv erscheinen, sie führen aber unweigerlich zur Ausblendung bestimmter Leseleistungen, die gerade für die lesende Realisierung der Hörbarkeit grundlegend sind. Die Rekonstruktion einer Sprechweise aus dem Gelesenen, also die Reartikulation des Textes als Rede, kann nur gelingen, wenn in jeder Phase des Leseprozesses eine ganzheitliche Sprech- und Sinnvorstellung wirksam ist, die während des Leseaktes laufend korrigiert und konstruiert wird. Würde das Gelesene dagegen Element für Element dekodiert und dann auf der nächsten Ebene synthetisiert, ließen sie solche Sprech-Hör-Leseprozesse, die ja auch beim leisen Lesen stattfinden, nicht realisieren. So muss die Hörbarkeit der Rede durch das Raster des Mehrebenenmodells fallen, das die Leseprozesse in kleine Teilprozesse zerlegt, aber taub bleibt für die Wahrnehmung der Rede.

## 2.4 Das Propositionspostulat

Die neuere Lesepsychologie nimmt an, dass das Leseverstehen die Transformation der Sätze in abstrakte *Propositionen* verlangt, wobei der Begriff ›Proposition‹ auf Gottlob Freges Überlegungen zur formalen Logik zurückgeht.<sup>28</sup> Frege entwickelt 1879 seine Prädikatenlogik, die die alte philosophische Begriffslogik erweitert und systematisiert mit dem Ziel, die in der Sprache enthaltenen Aussagen in eine eindeutige logische Systematik zu überführen. Ein ähnlicher Übersetzungsprozess wird in der neueren Kognitionswissenschaft auch für das Verstehen von Sätzen angenommen. Die kleinste Einheit für die mentale Repräsentation von Wissen ist demnach die Proposition. Sie besteht aus einem Prädikat (P) und verschiedenen Argumenten ( $A_1 \dots A_i$ ) und legt fest, welche Beziehung zwischen Prädikat und Argumenten besteht. Ein einfaches Beispiel für eine Proposition wäre der Satz ›Peter fährt Fahrrad‹, in dem das Prädikat ›fährt‹ zwei Argumente (›Peter‹, ›Fahrrad‹) miteinander verknüpft. Notiert werden kann sie in dieser Form:

(P1) (FAHREN, PETER, FAHRRAD)

Tatsächlich gibt es unterschiedliche, in ihrer Komplexität stark voneinander abweichende Notationen für die propositionale Darstellung. Gemeinsam ist ihnen, dass von der konkreten sprachlichen und grammatikalischen Form abstrahiert wird. So erfährt man im genannten Notationsbeispiel nicht, ob der Satz ursprünglich im Passiv oder Aktiv stand oder ob er eine irgendwie markante Wortstellung aufweist. Die dabei verwendeten Großbuchstaben verweisen überdies darauf, dass es sich um logische Begriffe handelt, die nicht mehr identisch sein müssen mit den tatsächlich im Text verwandten Wörtern. Damit werden alle Aspekte, die für die Gestaltung der Hörbarkeit der Rede und deren Rekonstruktion im Leseakt ausschlaggebend sind, unkenntlich gemacht.<sup>29</sup> Denn was bliebe von dem Wutausbruch des Marchese übrig, wenn man ihn in eine solche formalistische Notation überführen würde? Entscheidend für die Frage nach der Hörbarkeit ist deshalb auch hier die Abwertung der Syntax und der tatsächlichen sprachlichen Gestalt im Propositionsmodell.<sup>30</sup> Wenn man von der Hörbarkeit der Rede abstrahiert,

<sup>28</sup> Anknüpfend an Teun A. van Dijk, Walter Kintsch: *Strategies of discourse comprehension*, New York 1983.

<sup>29</sup> »Nuancen, wie sie in der natürlichen Sprache über die Wortstellung, Satzkonstruktion oder die Intonation vermittelt werden, gehen bei einer propositionalen Codierung verloren.« Christina Bartl-Storck: *Wie Julia Jandl versteht. Eine Theorie des Verstehens unbestimmter Texte*, Inaugural-Dissertation an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg 2001, S. 17.

<sup>30</sup> Swantje Ehlers : »Um den Hauptgedanken eines Textes oder einzelne Inhalte herauszulesen, ist nur ein Minimum an syntaktischer Verarbeitung erforderlich.« Ehlers: *Lesetheorie und fremdsprachliche Lesepraxis*, S. 43.

bleibt von ihrem Sinn nicht mehr viel übrig. Die Prädikatenlogik mag für Formalisierungen in Philosophie und Mathematik gute Dienste leisten, zur Beschreibung der semantischen Funktionsweise der Sprache taugt sie nicht.

### 3 Ausblick

Angesichts dieses Befundes ist es eher erstaunlich, dass es in der Leseforschung dennoch Ansätze gibt, die sich dem Phänomen der Hörbarkeit zuwenden und seine Rolle beim Leseakt empirisch untersuchen.<sup>31</sup> Dies ändert aber nichts an der Tatsache, dass das Form-Inhalt-Paradigma die Lesepsychologie nach wie vor dominiert und ein kaum überwindliches Hindernis für die Entwicklung von Modellen darstellt, die der hörbaren Sprachgestaltung eines Textes für das Lesen Rechnung tragen. Die Sinnlichkeit des Sinns und die Funktionsweise literarischer Texte bleiben die blinde Flecken der kognitionspsychologischen Leseforschung. Zu ihrem eigenen Schaden, denn den Dekodierungs- und Abstraktionsprozessen, auf die sie den Leseakt reduziert, fehlt der vielleicht wichtigste Teil des Lesens, den Christian Winkler einmal als »Wiederherstellung der Rede« bezeichnet hat.<sup>32</sup> Mag diese Formulierung auch etwas missverständlich sein, so gründet sie doch auf der Erkenntnis, dass es auch beim Lesen um hör- und sprechbare Äußerungsakte geht. Wer diese Erkenntnis ignoriert, klammert das Feld der sprachlichen Intersubjektivität aus dem Leseakt aus, was nichts anderes bedeutet, als dass es gleichgültig ist, ob von lesenden Menschen oder lesenden Maschinen die Rede ist. Was ein Bildungsverständnis, das sich auf solche Modellierungen beruft, unter Leseunterricht verstehen muss und welche Rolle es dem literarischen Lesen zuweisen wird, lässt sich unschwer vorstellen. Die Marginalisierung der Poetik und die Eliminierung des Subjekts sind auch hier zwei Seiten derselben Medaille.<sup>33</sup>

---

Ähnlich Jürgen Grzesik: Textverstehen lernen und lehren, S. 68, und Ursula Christmann: »Lesepsychologie«, in: Michael Kämper van den Boogart, Kaspar H. Spinner (Hg.): Lese- und Literaturunterricht. Teil 1: Geschichte und Entwicklung. Konzeptionelle und empirische Grundlagen, Baltmannsweiler 2010, S. 165.

<sup>31</sup> Vgl. etwa die vielfältigen Untersuchungen zum Phänomen des »inneren Sprechens«. Ein Forschungsüberblick dazu findet sich in: Keith Rayner, Alexander Pollatsek, Jane Ashby, Charles Clifton: »Inner Speech«, in: Dieselben (Hg.): Psychology of Reading, New York 2012, S. 187–213.

<sup>32</sup> Christian Winkler: Deutsche Sprechkunde und Sprecherziehung, Düsseldorf 1954, S. 403.

<sup>33</sup> Henri Meschonnic: Critique du rythme. Anthropologie historique du langage. Paris, 1982.